



(Nachdruck verboten.)

Die Rubinen von Rohilkund.

23] Roman von M. W. Marchmont.

„Das können Sie sehr leicht haben, indem Sie den Plan aufgeben, meine Freundin ihres Geldes willen zu heirathen,“ entfuhr es Dessie.

„Warum sollte ich meiner Braut das Herz brechen und das meinige dazu, lebighich weil Fortuna sie mit Reichthum überschüttet hat?“ Er lachte, daß die weißen Zähne bligten, und hob die Hände wie abwehrend empor. „Ich meine natürlich einen ausführbaren, vernünftigen Ausweg.“

„Diese Auslegungen widern mich an. Wenn Sie noch einen Zweck im Hinterhalt haben, so bringen Sie ihn direkt zur Sprache und kürzen Sie Ihren Besuch möglichst ab, es möchte Ihnen sonst wie dem wilden Thiere gehen, welches so lange mit seinem Fange spielt, bis dieser ihm entwischt. Es ist noch nicht zu spät für mich, mein Wort zurückzunehmen.“

„Und doch prahlten Sie eben noch —“

„Lebighich Ihr Werk. Sie verstehen es meisterhaft, einen Menschen dahin zu bringen, daß er schließlich zu Allem fähig ist,“ fiel sie ein. „Ich rathe Ihnen gut: Halten Sie sich mir fern! Ihr bloßer Anblick genügt, um den Zweifel in mir zu wecken, ob ich recht daran thue, meine Schwester zu retten, um meine Freundin zu opfern. Kommen Sie nicht wieder hierher; ich könnte sonst dem glühenden Drange, zu Dora zu eilen und ihr die Wahrheit zu sagen, nicht widerstehen!“ rief sie zornbeugend und erhob sich.

Auch der Graf stand auf.

„Ihr Leben muß Ihnen sehr wenig gelten, um solche Sprache zu führen. Versuchen Sie es doch auf die Gefahr hin,“ erwiderte er ärgerlich. „Und wie steht's mit den Juwelen? Wann wollen Sie mir dieselben zustellen und auf welche Weise?“

„Sie werden Montag Nachmittag hier sein, wenn ich nicht inzwischen anderen Sinnes geworden bin und es vorziehe, die Wahrheit zu sagen.“

Er entfernte sich, ohne auch nur ein Wort zu erwidern; Dessie aber sank erschöpft auf einen Stuhl nieder — die mit Aufbietung aller Kräfte zur Schau getragene Zuversicht machte der tiefsten Niedergeschlagenheit Platz. Wie gern hätte sie jetzt gearbeitet, um ihren quälenden Gedanken eine andere Richtung zu geben, allein es wollte nicht gehen, und auch die Nacht brachte ihr nicht Vergessenheit ihrer Lage.

Nun hatte sie gehofft, von Tom am frühen Morgen Nachricht zu erhalten, aber auch hierin sah sie sich enttäuscht, denn Stunde auf Stunde verging, ohne einen Brief zu bringen. Dagegen ließ sich im Laufe des Vormittags abermals Besuch, Sir Edmund Sandale, melden, und da sie wußte, daß er mit dem Grafen in Beziehung stand, gab sie sich keine Mühe, ihren Verdruß zu verbergen.

„Wie leidend Sie aussehen!“ bemerkte er, nachdem er kaum Zeit gehabt hatte, einen Blick auf sie zu werfen.

„Und Ihr Besuch wird wohl auch schwerlich dazu beitragen, mich wohler zu machen,“ entgegnete sie prompt. „Hätte ich ahnen können, daß Sie hereinkommen würden, so hätte ich nicht geöffnet. Bitte, entfernen Sie sich, damit ich nicht nöthigt bin, Ihnen den Weg hinaus zeigen zu müssen.“

„Miß Merrion, ich meine es gut mit Ihnen, ich weiß, welcher Kummer Sie drückt und bin gekommen, um Ihnen zu helfen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ stieß Dessie erschrocken heraus. „Was sollte Ihnen noch bekannt sein, außer dem, was Sie damals aus meinem eigenen Munde erfuhren, als — nun, Sie wissen ja wohl, was ich meine,“ schloß sie mit einem verächtlichen Kräufeln der Lippen.

„Oh, lassen Sie sich dadurch nicht beunruhigen, Miß Merrion, ich kann auch schweigen,“ versicherte der Baron, dem ihre Besorgniß nicht entgangen war. „Ich bin zu Ihnen geeilt, um Ihnen nochmals zu sagen, wie theuer Sie mir sind. Sie stehen jetzt ganz verlassen da, haben zum zweiten Mal Schiffsbruch gelitten und —“

„Aha! Jetzt spricht Montalt aus Ihren Worten; Sie haben sich wieder mit ihm beredet!“ Er erschrak sichtlich, wußte sich aber schnell zu fassen.

„Und wenn das wäre? Ich habe ja doch nur Ihren Vortheil im Auge; ich will Sie retten, wenn Sie wollen. Werden Sie mein Weib, Dessie, und machen Sie dieser ganzen unseligen Geschichte ein Ende. Heriton können Sie nun einmal nicht heirathen, und so kümmerlich, wie bisher, können Sie sich doch auch nicht ewig durchschlagen. Das geht wohl für eine Zeit, aber nicht für lange. Sie sehen ja jetzt schon ganz elend aus. Geben Sie es auf, werden Sie die Meine. Ich weiß, daß ich damals wie ein erbärmlicher Wicht an Ihnen gehandelt habe, und möchte Ihnen gern beweisen, wie leid es mir thut.“

Er schwieg und sah Dessie erwartungsvoll an.

„Haben Sie noch etwas zu sagen?“ fragte diese kurz.

„Wollen Sie mein Weib werden, Dessie? Sagen Sie ja,“ und das kleine Wörtchen soll Sie im Nu diesem einsamen, schweren, sorgenvollen Dasein entreißen. Ich schwöre Ihnen zu: Ich will Sie auf Händen durchs Leben tragen, ich will Sie mit Glück und Freude überschütten, bis die schwarzen Schatten der vergangenen Tage hinter Ihnen liegen, wie ein böser Traum.“

„Ist das Alles?“

„Nur noch das Eine: Glauben Sie mir, Dessie, ich liebe Sie, wie ich nie dachte, lieben zu können.“

„So hören Sie denn meine Antwort: Die bitterste Armuth ist mir lieber, als Ihre Hand. Das ist Alles.“ Mit diesen Worten schritt sie der Thür zu und öffnete sie für den Baron.

„Ich gebe Sie nicht auf — ich will Sie zwingen — noch steht es in meiner Macht!“

„Ja, ja, das ist Ihre Liebe, ich mußte es ja,“ entgegnete sie ironisch und sah ihm fest in's Auge, als er geschlagen den Rückzug antrat.

Raum waren seine Schritte verhallt, da stieg auch schon die Befürchtung in ihr auf, daß, wenn der Graf mit Landale in Verbindung stand, wie sie nicht anders annehmen konnte, die Schurken gewiß auch Mittel und Wege finden würden, um sie zu dieser verhassten Ehe zu zwingen. Sie schauderte. „Das kann ich nicht! Lieber tausendmal in den Tod gehen!“ sprach sie zu sich selbst, und so saß sie denn, ihren traurigen Gedanken nachhängend, mit gefalteten Händen lange still. Sie fühlte, wie ihr der Boden immer mehr unter den Füßen weggezogen wurde; wohin sie auch blickte, war keine Hoffnung, keine Erlösung aus dieser Höllequal.

Plötzlich fuhr sie zusammen: ein lautes Klopfen an der Thür.

Sie ging, um zu öffnen und was sie da sah, das raubte ihr für den Augenblick die Fassung, sodaß sie kein Wort der Begrüßung fand.

Sie hatte den Gast sogleich erkannt, obgleich sie ihn nur einmal in ihrem Leben und auch dann nur flüchtig gesehen hatte.

Es war die Frau, die bei Rolande Lespard gewesen war, als dieser verhaftet wurde.

Der Gast sah des Mädchens Ueberraschung und verstand auch die stumme Frage ihrer Augen, denn sie ergriff Dessies Hand, küßte das blaße Gesicht und flüsterte:

„Erschrecken Sie nicht, ich komme von Tom!“

XIX.

Es dauerte geraume Zeit, ehe Dessie sich nur einigermaßen von ihrem Schreck erholt hatte, und auch dann noch betrachtete sie den Ankömmling prüfend und nicht ohne Mißtrauen, wie denn die Erlebnisse der jüngsten Zeit darnach angethan gewesen waren, sie überhaupt argwöhnisch und vorsichtig zu machen. Allmählich wurde sie ruhiger, denn sie mußte sich selbst sagen, daß die Frau durchaus nicht den Eindruck einer Betrügerin mache, aber trotzdem nahm sie sich vor, der Fremden gegenüber auf der Hut zu sein und ihr vorläufig nicht zu trauen.

„Ich glaube, es sind fünf Jahre her, seitdem wir uns kennen lernten“, brach sie endlich das Schweigen, um nur etwas zu sagen.

„Fünf Jahre,“ bestätigte die Andere. „Und auch der Tag ist fest in meiner Erinnerung verzeichnet; ich werde ihn nie vergessen. Ich las Ihre Ueberraschung und auch Ihren Verdacht in Ihren Augen und will Ihnen daraus keinen Vorwurf machen, aber glauben Sie mir, Sie haben nichts zu fürchten, Sie sollen sogleich erfahren, was mich hierhergeführt hat.“

Dessie erwiderte nichts, aber ihr Blick bestete sich doch mit hungrieriger Begierde auf die Sprecherin.

„Ich komme eben von der Reise,“ plauderte diese in freundlichem, vertrauenerweckendem Tone fort, „Sie erlauben doch, daß ich ein wenig ablege?“ Damit nahm sie den Umhang ab, und Dessie überzeugte sich auf den ersten Blick, daß ihr Anzug tadellos elegant und nach der neuesten Mode gearbeitet war.

Als die beiden wieder Platz nahmen, ließ sich die Aeltere dicht neben Dessies Seite nieder, ergriff ihre Hand und sah ihr tief in die Augen. „Dessie, wollen Sie versuchen, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken, wie es auch Tom thut?“

Das Mädchen erröthete unwillkürlich vor Freude, als sie des Geliebten Namen hörte, und erwiderte den freundschaftlichen Druck der Hand, die in der ihren lag.

„So hören Sie denn: Tom schickt mich zu Ihnen, damit ich mir Ihr Vertrauen erwerbe, und ein geheimes Gefühl sagt

mir, daß das am leichtesten sein wird, wenn ich Ihnen mit Vertrauen entgegenkomme, indem ich Sie zu der Mitwisserin eines Geheimnisses mache, welches nie zuvor über meine Lippen gekommen ist. Sie wissen, was ich meine.“ Sie brach ab, um nach einer kurzen Pause fortzufahren: „Es ist Ihnen bekannt, daß Toms Onkel Davenant heißt, und ich bin Constanze Davenant, die Frau seines Bruders John.“

„Mrs. Davenant? John Davenants Frau? Aber Tom sagte mir doch —“ Dessie brach verlegen ab.

„Ganz recht. Sie sehen in mir die Unglückliche, die von ihrem Gatten zuerst gemißhandelt und später verlassen wurde — das Letztere geschah, kurz nachdem wir uns in Birmingham sahen.“

Dessie blickte den Gast erstaunt an; diese Ruhe und Gelassenheit befremdeten sie.

„Tom mag Ihnen wohl viel erzählt haben, aber an die volle Wirklichkeit konnten seine Darstellungen doch nicht reichen. Es sind nun zwölf Jahre, seitdem ich John Davenant angetraut wurde, und schon nach dem ersten Jahre hatte er kein freundliches Wort mehr für mich — Vermüthungen, ja noch Schlimmeres waren mein Loos. Ich ertrag Alles geduldig um meines Kindes willen, bis zu jenem Tage in Birmingham, da —“

Sie brach ab. Dessie erfaßte ihre Hand, drückte sie herzlich und sagte flüsternd: „Erzählen Sie nicht weiter, wenn es sie schmerzt. Sie kommen von Tom, das ist genug; ich traue Ihnen.“

„Und dennoch sollen Sie Alles erfahren, hören Sie mich zu Ende. Wir waren zusammen auf dem Continente gewesen, hatten, wie es die Leute nennen, eine „Vergnügungstour“ gemacht, und auf der Rückreise ereignete sich in London zweierlei: mein Gatte drängte mir die Bekanntschaft einer Frau auf, die, wie ich wußte, seine Geliebte war und wir trafen Rolande Lespard, den Mann, in dessen Begleitung Sie mich in Birmingham sahen. Uns nannte er sich damals Jules Caspian. Ehe fünf Minuten verstrichen waren, hatte der schlaue Patron gesehen, wie es um uns stand, mit frecher Dreistigkeit wußte er sich bei meinem Gatten einzuschmeicheln und wurde schließlich zu uns auf unser Landgut eingeladen.“

Sie schwieg einen Moment, um dann leiser fortzufahren: „Nach unserer Rückkehr begann eine entsetzliche Zeit für mich. Mein Gatte überhäufte mich mit Beschimpfungen aller Art, es war klar, daß er mich aus dem Hause treiben wollte. Zu demselben Zwecke begünstigte er wohl auch den freundschaftlichen Verkehr zwischen mir und unserem Gaste, an den ich mich in meiner Noth und meinem Elend umsomehr klammerte, als er mir jungen, unerfahrenen Frau mit seinen glatten Manieren und seiner sich stets gleich bleibenden Höflichkeit einen scharffen Kontrast zu meinem Gatten bildete. So kam es, daß ich schließlich den lockenden Bildern von Glück und Frieden, die er mir vorzauberte, nicht widerstehen konnte, daß ich Alles vergaß und mit ihm floh. Das geschah drei Stunden vor unserer Begegnung und der ganze Plan wäre wohl zur Ausführung gekommen, wenn der Schurke nicht arretirt worden wäre und Sie mich gewarnt hätten. Nun sehen Sie, Dessie, wieviel ich Ihnen verdanke und auch, warum ich mich Ihnen nicht zu erkennen geben durfte. Aber ich habe immer an Sie gedacht wie an eine liebe Schwester.“ Sie schlang den Arm um Dessie und küßte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hunde-Friedhof.

Von August Schacht (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Fast wollte ich es als einen schlechten Scherz auffassen, als mein englischer Freund mich bei meinem letzten Besuch in London aufforderte, mit ihm dem Hunde-Friedhof in Hyde-Park einen Besuch abzustatten, und erst seinem wiederholten Zureden und seiner Versicherung, daß es sich durchaus um keinen Scherz handele, gelang es, mich zum Mitgehen zu bewegen. Unterwegs erzählte er mir, daß diese wohl einzig in der Welt dastehende Einrichtung im Jahre 1881 getroffen sei. In diesem Jahre habe die erste „Beisetzung“ stattgefunden, der in den nächsten zwölf Jahren nur ungefähr dreißig bis vierzig folgten. In den letzten fünf Jahren habe aber die Zahl der Bestattungen so sehr zugenommen — sie betrage durchschnittlich gegen fünfzig im Jahre — daß jeder verfügbare Platz vergeben sei und man sich schon mit dem Gedanken vertraut mache, einen neuen Friedhof zu erwerben.*

Diese Mittheilungen interessirten mich aufs höchste und mit Spannung sah ich dem Augenblick entgegen, der uns in die Nähe dieses sonderbarsten aller Friedhöfe führen würde, denn ich glaubte nicht anders, als auf einen ziemlich verwahrlosten Platz zu gelangen, auf dem einige der dem Menschen so ergebenen Vierfüßler eingescharrt waren. Um so größer war daher mein Erstaunen, als wir an einen wohlhingefriedigten, parkartigen Raum kamen, der einen ungemein vornehmen Eindruck machte.

Mit würdiger Grandezza öffnete der Thürhüter eine der zierlichen Thüren, nachdem ihm der Zweck unseres Kommens mitgetheilt worden war. In langen Reihen erblickte ich die Grabsteine der annähernd dreihundert Hunde, die auf dem Friedhofe bestattet waren. Sie hatten fast alle gleiche Größe, nur daß sie in der Ausführung der Inschriften erheblich von einander abwichen. Fast sämtliche Steine sind aus weißem Marmor hergestellt, sie erheben sich ungefähr vierzig Centimeter aus der Erde und haben eine Breite von ungefähr zweiundzwanzig einhalb Centimeter. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind diese Steine alle von derselben Firma hergestellt, daher rührt die dem Auge wohlthuende Uebereinstimmung in der Ausführung.

Viele Hundebesitzer, die ihren Lieblingen auf diesem Fleckchen Erde eine Ruhestätte bereiten wollten, konnten sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ihr einstiger getreuer Gefährte in einem Sack in die Erde hineingeworfen wurde, aber diese ist die Vorschrift, und Abweichungen werden nicht vorgenommen. Alle Grabhügel sind sehr sorgfältig gepflegt, kein einziges Grab zeigt auch nur Spuren von Unordnung. Wo die Blumen der betreffenden Jahreszeit fehlen, hat man Immortellen und andere immergrüne Pflanzen zur Ausschmückung genommen. In einer Ecke dieses kleinen Kirchhofs befindet sich ein Grab, das über und über mit verwelkten Kränzen bedeckt ist, und jeden Sonntag erscheint in aller Frühe die noch jugendliche Herrin des gestorbenen Hundes mit einem neuen Kranz von kostbaren weißen Blumen.

Dies Alles erzählte mir Mr. Winbridge, der alte Thorwarter, um mir einen Begriff zu geben, wie sehr einige Besitzer ihres Lieblingen noch nach dessen Tod gedenken, dann führte er uns zwischen den Steinen umher. Von jedem todtten Thier kannte er die Lebensgeschichte, denn er hatte sie von den Besitzern immer wieder erzählen hören. Mit allen Schmeichelnamen, deren die englische Sprache fähig ist, sind die Dahingegangenen bedacht und auf manchem Steine befindet sich ein ganzer Lebensabriß. Auf einem dieser Steine lajen wie:

„Pompey“,
der Lieblingshund von
Florence St. John
„Im Leben der treuesten Freund,
Der erste beim Willkommen, der vorderste im Kampf.“
Byron.

Florence St. John ist eine der beliebtesten Schauspielerinnen Englands. Ihre Trauer um den Hund, der ihr einziger auf-

*) Von einem anderen englischen Hundefriedhof, dem der Herzogin von York in Watlandspark, war in diesen Tagen zu lesen, daß er Emile Zolas besondere Aufmerksamkeit erweckt habe, als er sich kürzlich dort im Gril aufhielt. Zola selbst hat auf einer Seine-Insel hinter seiner Villa zu Medan ebenfalls einen kleinen Thier-Friedhof angelegt.

richtiger Freund gewesen sein soll, ist so tief, daß sie alle ähnlichen Geschenke bisher ablehnte.

Wir konnten den Mann nicht hindern, daß er uns von diesem Musterepmlar eine lange Geschichte erzählte. „Pompey“ sei einer der kügsten Bubel gewesen, die es jemals auf der Erde gegeben habe. Er konnte Piano spielen, fingen, die Thür öffnen und schließen, versteckte Gegenstände finden, Cigaretten und Pfeife rauchen, zu Bett gehen, sich frank stellen und Gegenstände bewachen, sogar Fleisch und Leckerbissen. Er haßte Bettler und Händler und konnte sich nie mit einem Fleischer oder Schuhmännler befreunden. Sein Tod ward durch ein Stück Glas oder einen anderen spitzen Gegenstand verursacht, den er verschlang. Er schien seinen Tod vorher zu fühlen, denn er neigte seinen Kopf auf die eine Seite, senkte einige Male tief auf und verchied.

So erzählte uns der Wärter, während wir uns einem anderen Stein zuwandten. Dieser war sehr einfach gehalten und enthielt nur die wenigen Worte: Poor little Prince („Armer kleiner Prince“). Wir erfuhren, daß unter diesem Stein der Hund des Herzogs von Cambridge, des nominellen Oberaufsehers des Hyde-Parks, seine Ruhestätte gefunden hat. Eine sonderbare Inschrift zeigt ein Stein, den eine Miß Mabel ihrer vierfüßigen Gefährte setzen ließ. Sie lautet: „Mabel, eine Freundin meines Lebens und dreizehn Jahre lang ein treuer Gefährtin derjenigen, die sie über Alles liebte und der sie die Kraft gab, weiter zu leben.“

Es würde zu weit führen, alle Steine durchzugehen und die mannigfachen Inschriften wiederzugeben, besonders da diese ganze Art und Weise der Verehrung der Hunde unserm deutschen Geschmack recht wenig entpricht, aber eine kleine Blütenlese wird zeigen, daß man in England vielfach geneigt ist, den todtten Thieren oft größere Verehrung zu bezeigen, als gestorbenen Freunden und Verwandten.

Eine „Betty“ wird von ihrer „trauernden“ Miß folgendermaßen angeklungen:

„Und wenn zuletzt mein eig'nes Lebenswerk beendet,
Ich hoff' zu finden sie dann wie dereinst,
Voll Eifer und erfreut, zu seh'n mich an der Thür.“

Auf drei oder vier Steinen ist die Hoffnung ausgesprochen, daß der dahingegangene Freund und die Herrin (denn Herrinnen sind es in den meisten Fällen) sich dereinst wiedersehen. Die Inschriften lauten:

„Es giebt Menschen, gut und weise, welche sagen,
Daß die stummen Thiere, die wir hier begraben,
Freundlich einst uns grüßen, wenn wir nach vollbrachtem Lauf
Eintehr halten in das gold'ne Thor des Friedens.“

Wenn man nun aber glaubt, daß nur extravagantere englische „Misses“ oder trauernde, untröstliche Wittwen ihren Gefühlen um verlorene Lieblinge freien Lauf gelassen haben, so ist diese Annahme irrig, denn ich sah Steine, die als Unterschrift Namen königlichen Geblüts tragen. Auch der hohe Adel, die Armee und die Bühne ist vertreten, Lord Peter und Sir S. Keten Gordon haben ihre Vierfüßler hier begraben und weiter oben erwähnte ich schon Florence St. John und den Herzog von Cambridge.

Neben den vielen Hunden haben auch einige ausnahmsweise zugelassene Katzen hier ihren letzten Ruheplatz gefunden. Der Aufseher des sonderbaren Friedhofs war nicht im Stande, eine Auskunft zu geben, ob die Geister dieser Thiere sich mit denen ihrer ärgsten Feinde Nachts um die zwölfte Stunde ein Rendezvous geben.

Wir hatten unseren Rundgang beendet. Noch einmal durchflog ich in Gedanken die 300 Inschriften, die ich gelesen hatte. Neben den Ergüssen in der Landessprache fielen mir jene in klassischem Latein und Griechisch ein und ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß diese Hunde zu den gelehrtesten ihrer Art gehört haben müssen.

Ich danke dem alten Mr. Winbridge, durch dessen Liebenswürdigkeit ich einen Blick auf den sonderbarsten aller Friedhöfe hatte werfen dürfen.

Stumm gingen mein Freund und ich durch die herrlichen Parkanlagen der Fünfmillionenstadt entgegen.

„An was denkst denn Du?“ fragte mein Freund mich plötzlich.

„Ich? . . . Ich muß daran denken, daß ein Theil der Sorgfalt und Liebe, die man hier den todtten Thieren gewidmet hat, genügen würde — eine ganze Zahl lebender Wittmenjchen vor dem Untergange und der Verzweiflung zu retten.“

Allerlei.

Wie man reich wird. Die englische Monatschrift „Pearson's Magazine“ veröffentlicht in ihrem Juliheft das Ergebnis einer Enquete, die sie unter den führenden Millionären Amerikas über den Weg zum Reichtum veranstaltet hat. Die Reihen der Antworten eröffnet Charles Broadway Knapp, der „blinde Millionär“, der seine Laufbahn in einer Gewürzfrämerei auf dem Lande begann und heute 24 Millionen besitzt. „Nicht an der Zeit, dem Ort oder glücklichen Umständen“, schreibt er, „nur am Menschen selbst liegt die Gewähr des Erfolges, und je größer das Feld, desto größer das Resultat. . . Fleiß, Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Pünktlichkeit sind die Voraussetzungen für einen sicheren und ehrenhaften Gewinn. Kredit und Theilnehmerschaft halte ich für das größte Gift im geschäftlichen Leben. Zur rechten Zeit „Nein“ sagen zu können, ist für den Käufer wie den Verkäufer gleich wichtig. Schnelle Käufe mit kleinem Profit führen oft zu den größten Resultaten.“ Als Zweiter antwortet Collis B. Huntington, der heute 200 Millionen besitzt. Er plaudert etwas mehr aus der Schule. Der beste Weg, reich zu werden, ist ihm — die Verschwiegenheit. „Man soll eine gewisse Anzahl von Stunden am Tage ernstlich arbeiten; dem Publikum lüde man Vertrauen zu seinen Versprechungen einzuschließen, und lerne, auch dem unangenehmsten Kunden sich angenehm zu machen; aber vor Allem darf man nie von seinen Plänen zu Anderen sprechen.“ Sehr lakonisch ist die Antwort des amerikanischen Finanzfürsten Russell Sage, der über 400 Millionen verfügt: „Rein junger Mann braucht zu verzeuflern! Wenn er Erfolg haben will, muß er sich nur bemühen, ehrlich und fleißig, hauptsächlich aber peinlich sparsam zu sein.“ Der Bankier D. D. Mills, der von ganz kleinen Anfängen zu „nur“ 100 Millionen gekommen ist, giebt vor allen Dingen den Rath, täglich acht Stunden zu schlafen, nicht mehr als zwölf Stunden am Tage angestrengt zu arbeiten und die übrige Zeit nur mit solchen Vergnügungen zuzubringen, die den Geist erheitern und dem Körper nicht schaden. Seine Wechsel zahle man immer vor dem Fälligkeitstermin. Von jedem Fünfdollarschein lüde man wenigstens einen Dollar zurückzulegen; diese Ersparnisse aber soll man nicht in unsicheren Spekulationen, sondern in einem soliden Bankhause oder in einem Eisenbahnunternehmen anlegen. Auch der Eisenbahnkönig Andrew Carnegie mahnt vor Allem zur Vorsicht. „Besser einen kleinen Profit machen durch sichere Mittel, als zu versuchen, gleich einen großen Profit zu erzielen durch ungewisse Maßnahmen. Das Geheimniß, Reichtum zu erwerben, besteht hauptsächlich in fünf Dingen: Pünktlichkeit, schnelles Handeln, Kaltblütigkeit, Sparsamkeit und das strikte Einhalten des Grundsatzes, sich nicht zu überarbeiten. Zehn Stunden Arbeit am Tage ist das Höchste, was man leisten soll. Zu viel Arbeit ist schlimmer als gar keine.“ Auch eine Selfmade-Frau kommt zum Wort: Betty Green, die mit ihren 240 Millionen den Anspruch machen kann, als die reichste Frau der Welt zu gelten: „Die erste Vorbedingung für eine Frau, zum Reichtum zu gelangen, ist, auf eigenen Füßen zu stehen und nicht vom Morgen bis zum Abend darauf achten, was Andere treiben. Wenn Dir ein Haus für 4000 Dollars zum Kauf angeboten wird, so sieh zu, daß Du es bald für 5000 Dollars verkaufen kannst. Sei aber stets mit einem Profit zufrieden, der der Größe Deines Anlagekapitals entspricht. Niemals weise ein Angebot ab, bei dem Du einen Profit ziehen kannst, wenn er auch nicht so groß ist, wie Du ursprünglich gehofft hast. . . Glück, scheint, braucht man also nicht zu haben, um Millionär zu werden.“

Einen ergötzlichen Vorfall bespricht die vornehme Pariser Gesellschaft mit vielem Amusement, der sich zwischen der Gräfin de Fontenay und der Beherrscherin ihrer Küchenräume abspielte. Madame la Comtesse befaß seit drei Jahren eine unvergleichliche, aber ebenso unansprechliche Köchin, deren Launen und Bosheiten sie ihrem Feindschraeder von Gatten zu Liebe stillschweigend ertrug. Vor Kurzem verreise der Graf, und während seiner Abwesenheit wurde Mme. Louise so unerschämmt, daß der Gräfin endlich der Geduldsfaden riß und sie der Köchin kündigte. Recht unangenehm berührt, fühlte sich die Dame aber, als Mme. Louise am anderen Morgen triumphierend berichtete, daß sie jedenfalls von der Baronin V. . . engagirt werden würde, deren Gemahl ebenfalls ein großer Epitapher ist und der Gräfin schon manches Kompliment in Bezug auf ihre vorzüglichen Diners gesagt hatte. „Madame“, schloß Louise ihre Mittheilung mit einem verächtlichen Kaiserlumpfen, „Madame werden mir, bitte, ein Zeugniß ausstellen. Nicht über mein Kochen — das ist bekannt

genug — aber über meine Ehrlichkeit und alles Andere.“ Mme. Louise ist nun ohne Frage perfekt im Zubereiten delikater Saucen, ihre sonstige Erziehung war dagegen traurig vernachlässigt worden. Sie kann zwar Gedrucktes mühsam entziffern, geschriebene Buchstaben sind für sie jedoch Hieroglyphen. Mit ihrer eleganten Krügelhandschrift bedeckte die Comtesse de Fontenay schnell einen ihrer wappengeschmückten Bogen. Ohne das Papier mit seinem mysteriösen Text auch nur eines Blickes zu würdigen, steckte die Küchenfee es zu sich und begab sich in das Haus ihrer künftigen Herrin. Wie erlaunte sie aber, als die Baronin, nachdem sie das „Zeugniß“ zweimal aufmerksam durchgelesen hatte, in lautes Lachen ausbrach und dann mit einer abwehrenden Handbewegung sagte: „Meine Liebe, ich fürchte, daß Sie für mich nicht zu gebrauchen sein werden. Gehen Sie nur!“ Das Schreiben, dessen Inhalt die Baronin so belustigt hatte, lautete folgendermaßen: „Ich, Comtesse de Fontenay, bestätige hiermit, daß ich drei lange Jahre hindurch im Dienst der genialen Köchin Mme. Louise Girot gestanden habe und daß ich stets mein Möglichstes that, um sie in allen ihren Anforderungen zufriedenzustellen und ihr meine tiefste Ergebenheit zu beweisen. Es hat mich sehr geschmerzt, als ich erkannte, daß mit ihrem eigenartigen Temperament nur schwer fertig zu werden war, doch versuchte ich immer von Neuem mich gut mit ihr zu stellen, da ihre Saucen, die Monsieur le Comte so sehr liebt, in der That ausgezeichnet sind. Ich würde gern noch recht lange in Mme. Girots Diensten geblieben sein, obwohl meine Löhne und meine Schuld beständig mit unbegrenzter Freiheit in Anspruch genommen wurden. Bezüglich ihrer Ehrlichkeit enthalte ich mich jeder Bemerkung. Zu weiterer Auskunft gern bereit. Comtesse de Fontenay.“ Die witzige Gräfin ist von der höchlichst enttäuschten Köchin zwar verllagt worden und hat auch ein kleines Neugeld zahlen müssen, aber ihren Spaß hat sie doch gehabt.

Ein alter Grabstein. Beim Ausschachten eines Brunnens auf dem Hofe des Hauses Fettehennestraße 9 („Zur fetten Henne“) in Magdeburg hat man vor Kurzem einen alten, noch gut erhaltenen Grabstein aufgefunden, der aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammt. Wie die Inschrift in deutlicher Antiquaschrift besagt, hat der Stein den Grabhügel des Magisters Johann Bloccius, eines „gekrönten kaiserlichen Diäters“, bedeckt, der in der Zeit von 1618 bis 1625 Subrektor in Magdeburg war. Johann Blocc (Bloccius) war in Salzwedel geboren und hat nur ein Alter von 37 Jahren erreicht. Während seiner Amtszeit in Magdeburg, an dessen städtischem Gymnasium er in den humanistischen Fächern unterrichtete, hat er eine besonders reiche Thätigkeit als „Gelegenheitsdichter“ entfaltet und auch als klassischer Philologe mehrere Schriften verfaßt, die sich im Verein mit einer Anzahl jener Gedichte zu verschiedenen privaten und öffentlichen Gelegenheiten in der städtischen Bibliothek befinden. Dieser ist auch vorläufig der Grabstein zugestellt worden. Als Todesstag Bloccs wird auf dem aus feinem Sandstein hergestellten Grabstein der 30. August 1625 angegeben. Es fehlt an dem Stein rechts oben ein Eckstück, doch ist die dadurch fehlende Schrift leicht zu ergänzen. Es ist anzunehmen, daß der Stein früher auf dem Johannisfirchhof gelegen hat und bei der bald nach dem Tode Bloccs erfolgten Zerstörung Magdeburgs nach der Fettehennestraße verschleppt worden ist.

Was kostet eine Nase? Das Polizeigericht in Westminster hatte, wie aus London geschrieben wird, in diesen Tagen zweimal Veranlassung, den Werth zerschlagener Nasen in seinen Urtheilen zu tagiren. Im ersten Falle war es eine junge, bildhübsche Kadelrin, die im Hyde-Park in einer schattigen Allee ihrem Kade die Zügel schreien ließ und an einer Ecke von einem männlichen Kadel so fürchterlich niedergedrängt wurde, daß ihre Nase eine bleibende Entstellung erlitt. Der Mann war der Schuldige; er hatte die linke Seite — in England wird links gefahren — nicht eingehalten und wurde zu 200 Pfund Sterling Schadenersatz verurtheilt. Im zweiten Falle war es ein Omnibus-Kutscher, der in Folge eines Zusammenstoßes vom Wagen gestürzt und um seine Nase gekommen war. Hier hat das Gericht nur den Nugwerth und nicht den Schönheitspreis der Nase in Rechnung gezogen und hat die Kutschernase nur mit 17 Pfund Sterling berechnet.

Vom Büchertisch.

— **Die flugen Frauen.** Von Julius Weil. (Breslau, Schlesiische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.) Preis gebestet 2 Mt., gebunden 3 Mt. Jene verderbliche Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, kann auch als Heilmittel wirken, wie starkes Gift, wenn es ein erfahrener Arzt in der richtigen Dosis verabreicht. In der hübschen Novelle von Julius Weil weiß eine fluge Frau den Gatten, dem übertriebener Ehrgeiz Lebensfreude und Gleich und moralischen Werth zu rauben droht, sowie eine Freundin, deren Liebesglück unbegründete, aus trauriger Erfahrung hervorgegangene Bedenken entgegenstehen, durch weisse Anwendung jenes nicht ungefährlichen Heilmittels zu kuriren. Das wird mit seinem Humor, in vornehmer Darstellung und vortrefflicher Charakteristik der Haupt- wie der Nebenpersonen so prächtig erzählt, daß die Lektüre der Novelle einen wirklich erlesenen Genuß bietet.

Verantwortl. Redakteur: Heinrich Hermann. Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.